

Notruf

von Gyde Lemke, Husum

"Kommen Sie schnell, mein Vater sticht meine Mama mit einem Messer ab!"

So klingt es, wenn ein sechsjähriges Kind einen Notruf absetzt. Die Leitstelle war sich zuerst nicht sicher, ob es sich um einen Scherz gehandelt haben könnte. Trotzdem wurde der Einsatz umgehend an uns weitergegeben. Als uns die Adresse mitgeteilt wurde, von der der Notruf eingegangen war, konnten wir der Leitstelle jedoch sofort erklären, dass es ganz bestimmt ernst gemeint war, da wir die Familie bereits kannten.

Ich hatte schon während der Fahrt Bauchschmerzen, als ich an die Angst dachte, die die Kinder gerade ausstehen hatten. Für mein Empfinden konnten wir einerseits nicht schnell genug ankommen - andererseits wollte ich diese Wohnung gar nicht wieder sehen.

Ein kleines Haus, eingeklemmt in einer Reihe schmaler Altbauten, in der Nähe des Zentrums.

Als ich in aller Eile aus dem Streifenwagen stieg, sah

ich "Mama". Blutverschmiert öffnete sie uns die Haustür und sagte matt: "Er ist schon aus dem Fenster abgehauen..." Dabei deutete sie in das Innere des Hauses. Wir waren vorsichtshalber gleich mit zwei Streifenwagen gekommen, da wir in Vergangenheit häufig Einsätze dort gehabt hatten und wussten, zu welcher Brutalität der Mann fähig war. Wenn er erst einmal in Rage geriet, setzte er oft Messer oder andere Gegenstände ein, um seinen Willen durchzusetzen, und machte dabei auch vor uns Polizisten nicht halt. Zwei Kollegen gingen ins Haus hinein, um nach dem Mann zu suchen.

Ich fragte die Frau, wo sie verletzt sei. Dies war schwer zu erkennen, da sie am gesamten Körper voller Blut war. Ihre Hände nass vom rotleuchtenden frischen Blut, das T-Shirt unregelmäßig mit Blut getränkt, rote Handabdrücke und verschmierte Flecken auf Tapete und Tür. Ich meinte, die Angst und die Resignation in ihren Augen ablesen zu können. Diese Frau brauchte offensichtlich dringend Hilfe, die ich ihr zu gern geben wollte. Doch es widerstrebte mir auch, in diese suchenden Augen zu blicken. Zu oft hatte sie schon bewiesen, dass sie sich nicht helfen ließ. Besonders

übel nahm ich ihr, dass so auch ihren Kindern jede Chance auf Hilfe verwehrt blieb.

Sie selbst stellte nun fest, dass es sich glücklicherweise nur um oberflächliche Verletzungen handelte. Sie war in der Lage uns zu erzählen, was passiert war. Die Geschichte war kurz und unterschied sich nur geringfügig von den vorherigen Einsätzen bei dieser Familie: Vater und Mutter waren in Streit geraten, der Vater verwüstete zuerst die Wohnung und verletzte die Mutter dann gezielt mit einem Messer, welches er bei seiner Flucht mit sich nahm. Die vier Kinder im Alter von zwei bis zehn Jahren hatten alles mit angesehen und schließlich hatte der Sechsjährige den Mut gehabt, den Notruf zu wählen.

Die drei größeren Kinder standen verängstigt im Wohnzimmer, als ich dieses betrat. Sie schauten mit großen Augen zu mir herauf. Als ich sie fragte, was passiert sei, erzählten sie, dass sie sich in einem Schrank versteckt hätten, als sie zu große Angst vor ihrem Vater bekamen. Das zweijährige Kind saß auf dem Bettsofa, nuckelte an einer leeren Babyflasche und starrte auf einen Fernsehbildschirm. Dort lief irgendeine Daily Soap.

Ich schaute mich im Wohnzimmer um. Überall Zigarettenkippen, auf dem Sofa, Tisch, Fußboden. Es schien, als seien sie nicht bei der Randalie aus dem Aschenbecher gefallen, sondern eher als wären sie an Ort und Stelle ausgedrückt und liegengelassen worden. Der ganze Raum war ein einziger großer Aschenbecher und dementsprechend roch es auch.

Nun kam die Frau ins Zimmer und packte das Kleinkind am Arm. Sie trug es ziellos durch die Wohnung, nur an dem kleinen Arm hielt sie es fest, sodass der Rest des Körpers herunter hing. Das Kind reagierte nicht sondern starrte nur umher. Dieser Anblick erschütterte mich. Rückblickend war es für mein Empfinden die schlimmste Situation des ganzen Einsatzes. Ich hatte das Gefühl, dass das Kind, so klein wie es war, bereits aufgegeben hatte. Es hatte nie eine Chance gehabt.

Wut packte mich, als ich mir vorstellte, dass das Kind diese Behandlung scheinbar als normal empfand. Dass es nicht einmal seinen Schmerz oder Unwohlsein äußerte, sondern völlig apathisch wirkte. Ich sagte der Frau, dass sie ihr Kind doch bitte nicht so anfassen solle. Der kleine Arm könne Schaden nehmen, wenn er so belastet würde.

Erholt von dem ersten Schock und mit dem Gefühl, jetzt in Sicherheit zu sein, schlug ihre Stimmung nun um. Sie sagte: „Was wollen Sie noch hier? Sie haben doch eh keine Ahnung... und heute Abend ist er wieder hier und was soll ich dann machen? Gehen Sie doch einfach!“ Leider konnten wir ihr den Gefallen nicht so schnell tun, es waren noch einige Dinge zu erledigen. Alles musste dokumentiert werden und das Fenster war bei der Flucht des Mannes kaputt gegangen, so dass wir versuchten, es notdürftig zu verschließen.

Die Kinder hielten sich nun in der Küche auf. Sie hatten sich scheinbar auch etwas beruhigt. Es war auch eine Freundin der Mutter eingetroffen, die mit ihnen sprach. Ich führte immer noch die Diskussion mit der Frau. Aufgebracht sagte sie: „Da können Sie doch sowieso nichts machen, er kommt hier immer rein, wenn er will! Egal wie gut ich alles verschließe, er kommt ja doch jedes Mal wieder rein. Die Tür geht eh nicht mehr richtig zu, das Schloss hat er schon kaputt getreten, letztes Mal!“ Ich schlug ihr vor, dass sie mit den Kindern die Wohnung erst einmal verlassen könne, und bot ihr an, jederzeit sofort bei der Polizei anzurufen, sobald ihr Mann in der Nähe sei. Außerdem versicherte

ich ihr, dass wir ihn nun suchen würden, um ihm das Messer abzunehmen. Das überzeugte sie jedoch nicht, sie wollte in der Wohnung bleiben und verweigerte andere Lösungsmöglichkeiten.

Auch mir war klar, dass ihr Mann wiederkommen würde. Und ich verstand ihre Angst, ihm dann schutzlos ausgeliefert zu sein. Aber auch hier überwog in mir der Zorn darüber, wie wenig Motivation sie in den Schutz ihrer eigenen Kinder steckte und wie gefühllos sie selbst mit ihnen umging. Auch war ich nicht ihrer Meinung, dass die Polizei keine Handhabe gegen ihn hätte. Wir alle hatten uns, ohne darüber gesprochen zu haben, zum Ziel gesetzt, ihn zu finden und dann möglichst für diese Nacht in Gewahrsam zu nehmen.

Ich war niedergeschlagen und traurig, als ich mir noch mal vor Augen führte, wie die Kinder hier lebten. Es machte mir Angst, dass es so etwas in dieser Stadt gab, ohne Aussicht auf Besserung. Das Mitgefühl mit den Kindern wurde so stark - ich wollte am liebsten einfach wegrennen, nicht mehr an den Schmutz, das Blut und die Gewalt denken. Ich teilte der Frau mit, dass wir einen Bericht ans Jugendamt schreiben würden, was mit einem Achselzucken quittiert wurde.

Sie kannte diese Prozedur bereits.

Betrübt verließen wir vier später die Wohnung. Ohne Worte gingen wir zu den Streifenwagen zurück. Erst als wir uns ein paar Schritte vom Haus entfernt hatten, sprachen wir ab, wo wir den Mann am ehesten finden könnten und wie wir dann taktisch vorgehen würden. Als ich mich noch einmal umsah, war die Tür wieder geschlossen. Niemand war zu sehen, nichts ließ erkennen, was sich hinter den Hausmauern verbarg. Der Gedanke an die Kinder ließ mich nicht los.

Als ich ein paar Tage später auf der Dienststelle war, unterhielten sich die Kollegen gerade über die Familie. Irgendjemand erzählte, dass Mutter und Vater wieder "ein Herz und eine Seele" wären. Es sei natürlich nur eine Frage der Zeit, bis es wieder genau andersherum sein würde.

Genau genommen bis zum nächsten Notruf...